

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

4.5.1919 (No. 18)



Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 18

Karlsruhe, Sonntag, 4. Mai

1919

Inhalt: Aphorismen Leonardos. — Leonardo da Vinci und die moderne Welt. Zu seinem 400. Todestage am 2. Mai. Von Dr. Franz Schnabel. — Christian Wagner. Von W. G. Deistering. — Das Bannhero-Museum. Von Hermann Kienast (Berlin). — Der Pantoffel. Von J. von Bülow.

Aphorismen Leonardos.

Unser Leib ist dem Himmel unterworfen, und der Himmel ist dem Geist unterworfen.

*

Lade den Freund im geheimen und lobe ihn öffentlich.

*

Wie das Essen ohne Lust der Gesundheit schädlich ist, so verdirbt das Studium ohne Begier das Gedächtnis, so daß es nichts von dem behält, was es zu sich nimmt.

*

Uebel tuft du, wenn du lobst, und übler, wenn du schmäht die Sache, welche du nicht gut verstehst.

*

Verlange Rat von dem, der sich gut beherrscht.

*

Wer das Schlechte nicht bestrafft, bestiehlt, daß es geschehe.

*

Drohungen sind eine Waffe nur des Unbedrohten.

*

Wenn du den Leib der Tugend gemäß hättest, begehrtest du nicht in dieser Welt.

*

Das Uebel, so mir nicht schadet, ist wie das Gut, so mir nicht nützt.

*

Der Mensch hat viel Ueberlegung, von welcher der größte Teil hohl und falsch ist; die Tiere haben sie gering, doch ist sie nützlich und tüchtig: besser die kleine Gewisheit als die große Lüge.

*

Frei gehorcht man besser.

*

Der Maler, der mittels seiner Übung und Urteil des Auges ohne Vernunft zeichnet, ist wie der Spiegel, der in sich alle ihm gegenübergestellten Sachen nachahmt, ohne Erkenntnis von ihnen.

Aus „Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet“. Herausg. von Marie Perlefeld; E. Diederichs Verh. Jena 1906.

Leonardo da Vinci und die moderne Welt.

Zu seinem 400. Todestage am 2. Mai.
Von Dr. Franz Schnabel.

Nicht die kunstgeschichtliche Bedeutung des Malers Leonardo und nicht die ästhetischen Feinheiten seiner Bilder und Zeichnungen sollen an dieser Stelle erörtert werden, und auch nicht die wissenschaftlichen Leistungen, Ahnungen und Versuche seines in alle Weiten schweifenden Geistes. Denn wenn wir über die Spanne von vier Jahrhunderten hinweg heute seiner besonders gedenken so kann es nicht um diesen oder jenen Teil seiner allumfassenden Lebensarbeit und seiner universalen Persönlichkeit gehen, sondern um seiner Individualität selber willen, die dämonisch und unergründlich aus der Wende der Zeiten hervorgewachsen ist und weiterlebt als Prototyp eines Geschlechtes, das erwahls die Gebundenheit der mittelalterlichen Welt zu zerbrechen begann und sich ein neues Lebensideal schuf: ein Ideal, das ewig ist und wenigstens als Sehnsucht der Besten auch dann noch da:ern wird, wenn die Mechanisierung des heutigten Lebens vollkommen geworden und der Individualismus der Renaissance bereinst den Kreislauf seiner Entwicklung vollendet haben wird!

Ueber alle Verschiedenheiten des Geschmacks, des Lebensstiles und der sozialen Gestaltung hinweg haben diese vier Jahrhunderte doch den Glauben an die Persönlichkeit als das höchste Glück der Erdenfinder festgehalten und in wollüstiger Inbrunst das Gift der westeuropäischen Kultur eingesogen, das nach dem Ausspruche eines geistvollen Orientalen belebt und beseelt, bevor es vernichtet. Leonardo steht am Eingange dieser Kulturbewegung, die mit der italienischen Renaissance anhub, und er hat gleich am Anbeginn der Zeiten den Reichtum und die Vielgestaltigkeit dieser Kultur, ihre Sonnen und Seligkeiten und ihre Enttäuschungen und Widersprüche in bewegter Seele erlebt und zu unsterblichem Ausdrucke gebracht. Darum war er den Zeitgenossen so unbegreiflich; denn weil er ihnen geflügelten Geistes vorausseilte, erschien er den noch im Bannkreis mittelalterlicher Vorstellungen Befangenen als ein Zauberer, der im Verein mit geheimen Kräften die Nekromantik pflege und dem Teufel sich verbunden habe. Die vielgestaltige Protosnatur dieses unruhigen Geistes war schon von Legenden und dunklen Gerüchten umwoben, als ihr Träger noch unter den Lebenden weilte, und als dann zwei Menschenalter nach ihm Vasari, der große Begründer der italienischen Kunstgeschichte, auch eine Vita des Leonardo schrieb, hat er Wahrheit und Dichtung schon nicht mehr zu trennen vermocht. So ist Leonardo auch in der modernen Kunstgeschichte die umstrittenste Gestalt unter den großen Künstlern geblieben, und über die Einzelheiten seiner Bilder, über seine Autorschaft an vielen Gemälden, über den Sinn und Inhalt seiner ungezählten Manuskripte gehen bis heute die gelehrten Kontroversen herüber und hinüber. Das Ganze seines Wesens hat freilich noch kein Forscher nachzuzeichnen vermocht, und nur die dichterische Intuition mag imstande sein, diesem unruhigen, ringenden Geist auf seinen verschlungenen Wegen zu folgen. Man kennt die staunende Bewunderung, mit der Goethe auf der Höhe seines Schaffens den Spuren des verwandten Genius ehrfürchtig gefolgt ist, und man erinnert sich, wie in neuerer Zeit der russische Dichter Mereschkowski in einem großen biographischen Roman die weitumspannenden Probleme dieses Lebens mit nachschaffender Phantasie zu ergründen versucht hat. Er hat den Mann gezeichnet mitten in dem bunten, leidenschaftlichen Treiben der Renaissance, dessen Züge das Bild des Leonardo geprägt haben; und er hat ihn zugleich über das Leben seiner Zeit hinaus ins Ewige gehoben, hat das furchtlose, unermlliche Ringen seines Geistes mit den höchsten und letzten Problemen geschildert, hat sein faustisches Streben gezeigt und die erschütternde Tragik eines ewig unbefriedigten und innerlich vereinsamten Lebens.

Ein suchendes Zeitalter wie kaum ein anderes ist die Renaissance gewesen, denn sie hat die geheiligten Dogmen und Ueberlieferungen eines Jahrtausends zerbrochen und vorurteilslos an die Pforten der Natur geklopft, auf daß sie den Weg zum Urquell der Erkenntnis dem forschenden Verstande öffneten. Die ganze Fülle dieses Lebensstromes ist nirgends so groß gewesen und rauschte in keines Menschen Seele so frisch und tief als in Leonardo. Er hat fröhe und entschlossen in sich den Kampf des Jahrhunderts gegen die Metaphysik aufgenommen und durchgekämpft, hat dem Glauben an die Unsehlbarkeit der kirchlichen und der klassischen Schriften in seinem Innern abgelagt und die Erfahrung, das Experiment am lebenden Objekt als die alleinige Grundlage jeder echten Wissenschaft erkannt. Und mit genialem Scharfbild und unerhörter Vielseitigkeit hat er die Induktion auch in den Einzelheiten seiner Forschungen geübt: kein großes Problem der kommenden Zeiten, das er nicht in seinem Geiste vorausgesehen hätte, kein Gebiet des Schaffens, wo er sich nicht versucht! Er hat seine beste Kraft darangesetzt, die Gesetze der Mechanik, Bewegung und Fall, die Arbeit von Hebel und Volzen und das Geheimnis des Gleichgewichts der Kräfte zu ergründen, und schon er hat die Lehre des Galilei vorweggenommen. Er hat als erster auch die Elemente der physiologischen Optik erklärt, und was er auf diesem Wege an Gesetzen der Farbenlehre entdeckte, kam in erster Linie wieder der Arbeit des Malers zugute, der mit unerhörter wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit den Pinsel führte. Und wie er der koloristischen Aufgaben, die sich aus dem Schaffen an seinen Gemälden ergaben, durch Experiment und Methode Herr zu werden suchte und sozusagen keinen Pinselstrich machte, ohne ihn vorher wissenschaftlich begründet zu haben, so hat er auch die Formen und Objekte seines Gestaltens der forschenden Erfahrung abgewonnen: er hat als Arzt und zugleich als Künstler die Anatomie des Menschen studiert und hat, als noch das kirchliche Verbot der Leichenöffnung drohte und auch die Wissenschaft der Medizin sich noch mit den Büchern der Alten be-

anläge, in geheimer Arbeit das Sezermesser gehandhabt. Und ebenso ist er auch sonst in der Natur dem Formenschatz des Mikrokosmos nachgegangen und hat als Forscher die Kleinwelt der Tiere und Pflanzen mit minutiöser Sorgfalt zergliedert, um dann zugleich auch als Künstler in Liebe sie neu zu gestalten und, andachtsvoll wie Franz von Assisi, das Wesen des Göttlichen im All der Natur zu empfinden.

So sind entgegengesetzte Antriebe zugleich in ihm lebendig, werden durch die Macht seines Genius zusammengefaßt und gebündelt und erhalten ihn doch nicht rein von den Unausgeglichenheiten und den inneren Widersprüchen jener seltsamen Zeit. Denn auch Leonardo trägt ganz und gar die Züge dieses Uebergangszeitalters. Er war der Sprosse einer freien Liebe und wuchs in dem reichen Hause seines natürlichen Vaters auf, wurde erzogen ganz in der Bildung des Jahrhunderts, voraussetzungslos und vielseitig und auch zu innerer und äußerer Unabhängigkeit. Und doch ward er aus freier Wahl Fürstendiener an den Höfen der kleinen italienischen Tyrannen, konnte sich an den Strahlen der Macht und verstand im stürmischen Vogenbrange des öffentlichen Lebens mit weltkluger und vollendeter Charakterlosigkeit immer wieder den Kurs des eigenen Lebensschiffleins den Wechselfällen des politischen Glückes anzugleichen. Bald diente er der heimischen Republik zu Florenz, bald dem Herzog von Mailand, und als diesen die Franzosen gefangen setzten, stellte er sich dem neuen Herrn zur Verfügung. Er hat die Resultate seiner physikalischen Versuche im Dienste all dieser Fürsten praktisch angewendet, hat ihnen Wurmmaschinen und Kanonen gebaut, als ihr Kriegsgenieur ihnen Festungen und Kanäle angelegt, war als ihr Hofgelehrter einer der Statisten des großen Dramas vom Uebermenschen, das sich da aufatmet, und mußte als Künstler der spielerischen Verherrlichung des Machthabers dienen. Und das alles, weil der Egoismus des Fürstentums stärker war als Würde und Stolz und weil auch Leonardo als echter Sohn seiner Zeit den Glanz dieses Lebens mit leidenschaftlichem Herzen liebte. Das schuf die eigentümliche Zwiespältigkeit seines Wesens. Er lebte seinen Problemen, seinen Bildern und Maschinen, und er hat doch zur gleichen Zeit, in den Tagen seines höchsten äußeren Ruhmes — als er in Mailand am Hofe des Ludovico Moro weilte — teilgenommen an jenem wahnwitzigen Tanzen auf dem Vulkan, bis dann die Furie des verlorenen Krieges den leeren Tand vernichtete und diese ganze strahlende Welt in einem kirchlichen Erwachen zerging.

Reichtum und Ruhm wechselten in seinem Leben mit Verlassenheit und Elend, und unstät wie sein Zeitalter zerrann auch sein persönliches Schicksal. Die Antinomien seines Wesens bleiben denkwürdige Neugierungen eines unruhigen, suchenden Geschlechtes, das aus der alten Welt herausstrebte und doch nicht von allen atavistischen Bindungen loskommen konnte. Derselbe Mann, der in rührender Bescheidenheit und entsagungsvoller Hingabe dem Ewigen diente, hat doch zugleich jenes berühmte Bemerkschreiben an Herzog Ludovico Moro gerichtet, in welchem er sich als ein Virtuose der modernen Reklame erwies und aufdringlich mit Versprechungen und Fähigkeiten paradierte; während er in großzügiger Verschwendung alle seine Entdeckungen und Gedanken, die doch der Menschheit neue Wege wiesen, nur seinen Manuskripten anvertraute und niemals auch nur eine Zeile veröffentlicht hat, ist er doch wieder auch nicht frei von jener Eitelkeit, die diesem Zeitalter des Humanismus eigentümlich war. Und wie stark die Widersprüche der Zeit auch sonst in ihm sich drängen, zeigt seine ganze Persönlichkeit. Er war ein großer Künstler voll zarter Empfindungen und seinem Gefühl, der in dem Mädeln der Mona Lisa die Anmut und Süßigkeit der Töchter Evas lebenswürdig und in Form und Farbe weich gestaltet hat; aber zugleich war er der moderne Gelehrte, der das Wissen schätzte, weil es Macht gibt über die Natur und über die Menschen. Während er in pantheistischer Frömmigkeit sich in das Leben der Natur versenkte, hat er als Forscher doch wieder sie entgöttert, und während seine Liebe zu den Geschöpfen ihn erfüllte mit großem Mitleid und ihn auch den Krieg als eine gottlose Mezelei verurteilen ließ, hat ihn doch sein moderner Forschergeist, der sich durch keine außerhalb des Problems liegende Betrachtung ablenken ließ, bei langjährigen Kriegstechnischen Arbeiten festgehalten. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist ja seine Erfindung vom „Ohr des Dionysos“: der Herzog Ludovico wünschte einen Apparat, durch den er unbeobachtet jedes Gespräch belauschen konnte, und Leonardo, einmal auf das Problem geführt und von ihm gefesselt, ruhte nicht bis zur Vollendung und bedachte nicht die blutigen Folgen, die er auf diese Weise über eigene Freunde heraufbeschwor. Das leidenschaftslose, „fraglose“, ganz in der Sache aufgehende Interesse am Objekt — dieses letzte und höchste Erfordernis der modernen Wissenschaft — ist bei Leonardo zum ersten Male in der Geschichte scharf ausgeprägt, und wie diese geistige Verfassung der rücksichtslosen Neugierde und der pietätlosen Unempfindlichkeit ihn über die Welt des Mittelalters hinaus hob, hat besonders Merezhkowskij in bezeichnenden, den Quellen entnommen Einzelheiten geschildert. Genannt sei die Szene, wie Leonardo die Reliquie des Nagels vom Kreuze Christi in der Kuppel des Mailänder Domes befestigen soll und zu diesem Zwecke einen Flaschenzug konstruiert: mit mathematischer Genauigkeit wog er auf einer Waagschale das Marterwerkzeug des Herrn wie ein Stück alten Eisens.

Und auch als Künstler beruht Leonardo den gleichen Verstand, der außerhalb der Gefühle ist, wenn er betrachtet, und es ist eine der eindrucksvollsten Szenen in Merezhkowskij's Roman,

wenn der Verfasser uns gleich am Eingang in den Dom von Florenz führt, wo unter den niederschmetternden Donnerreden Savonarolas die ganze Gemeinde zerknirscht am Boden sich windet und nur allein Leonardo, unbeteiligt und kalten Auges, an eine Säule gelehnt, das ihn als Künstler interessierende Gesicht des fanatischen Mönches auf der Kanzel skizziert — mit derselben leidenschaftslosen Neugierde, mit der er gestern eine Statue der Aphrodite geprüft, mit demselben Stifte, mit dem er morgen an der Madonna arbeiten wird. Die kühle, nüchternen Erkenntnis wird also ihm, dem großen Naturforscher und Künstler, zu einer Vorbedingung des künstlerischen Schaffens, doch das letzte Geheimnis des Kunstwerkes ruht in der großen Liebe, die eine Tochter der großen Erkenntnis ist. Und dieser ästhetischen Theorie Leonardos entspricht die Praxis seines Schaffens. Jahre, Jahrzehnte lang hat er an seinen einzelnen Meisterwerken gearbeitet, hat sich in gründlichem Vorstudium über Gegenstand und technische Aufgaben orientiert, hat immer wieder die anatomischen Grundfragen und die koloristischen Probleme erwogen, und seine Manuskriptbände sind voll von literarischen und zeichnerischen Studien für solche bestimmte Zwecke. Aber wenn dann der Rausch des Schaffens ihn ergriff und die Stunde des großen Reifens kam, hat er in seine Gestalten neben den Resultaten nüchterner Arbeit auch das Irrationale seines eigenen Genius, die aus der großen Liebe quellende Seele hineingelegt. Das eben schied ihn von den beiden anderen Helden der Renaissance, von Raffael und Michelangelo, daß jener nur seine Anmut und Weichheit, dieser den Ernst seines Vollens besaß. Aber die riesenhafte Wucht und Monumentalität Michelangelos blieb Leonardo fremd, und nicht minder der leichte Sinn, mit dem Raffael seine Bilder auf die Leinwand warf. Die umfassende, universale Art Leonardos hat nur wenige Werke zur Vollendung gelangen lassen — und diese sind ewig —, aber die meisten mußten Torso bleiben oder früher zugrunde gehen. Das einzige Werk, das er als Bildhauer geschaffen hat, das riesige Weiterhandbild des Condottieri Francesco Sforza in Mailand, war erst im Modell fertig, als die einrückenden französischen Bogenschützen in ihm eine bequeme Zielscheibe entdeckten und es also vernichteten. Und dem Abendmahl, das er nicht als Fresko, sondern in Del auf die Mauer malte, haben diese Experimente über Fragen der Farbentechnik so geschadet, daß das Werk schon frühe die Zeichen seines Unterganges an sich trug. Die Tragik dieses Schicksals eines „artiste incomplet“, dem noch dazu die einzigen vollendeten Werke durch eine böse Fügung also zerstört wurden, hat Merezhkowskij in den erschütternden Schlußkapiteln seines Romanes veranschaulicht. Verkannt, verbittert und enttäuscht, ewig unbefriedigt, einsam, nur von einem getreuen Schüler begleitet, verläßt der greise Leonardo den heimischen Boden, um in die Dienste Frankreichs zu treten. Als Frucht und Erinnerung eines vernichteten Lebens bleibt ihm nur die Mona Lisa Gioconda — die dann in Frankreich noch so seltsame Schicksale erleben sollte! — und das letzte Werk seiner Hände, der Johannes im Douvre, den der am Griechentum sich nähernde Schönheitsstimm des Künstlers nicht mehr als wilden Wästenmenschen, sondern als strahlenden Jüngling in gedämpfter Erotik gestaltet hat. Die Grazie der schönen Nike blieb sein Vermächtnis an seine Schüler: er selbst aber zerbrach in der Einsamkeit von Amboise unter dem Schicksale des nach den letzten Rätselfragen ringenden Geistes, dem als der Weisheit letzter Schluß zuletzt nichts mehr verblieb als die sokratische Erkenntnis unseres Nichtwissens.

Christian Wagner.^{*)}

Mit dem Wort Bauerdichter geht's wie mit der Bezeichnung Arbeiterdichter und ähnlichen. Man sollte damit einen Dichter für Bauern, für Arbeiter usw. meinen. Aber man will sagen: hier ist ein Landmann, ein Handwerker oder dergleichen, der ein Dichter ist. Et nun, ist er wahrhaft ein Dichter, so ist es ganz gleichgültig, was für einen Beruf er im Alltag ausübt. Denn der Dichter ist ein Sonntagskind, was freilich nicht gleichbedeutend mit Glückskind ist. Jene Bezeichnungen wie Bauerdichter usw. haben alle den fatalen Beigeschmack des Entschuldigungswollens: „Seht, er ist nur ein Ackermann, nur ein Schlosser und macht doch so schöne Gedichte! Bedenkt einmal, wenn er ein Farrer oder Lehrer wäre, was für Meisterwerke ihm da erst gelingen müßten.“

Dieser Standpunkt ist ganz falsch und führt zu schiefen Schlüssen. Freilich wird Beruf, Umwelt, Erziehung auf die dichterische Gestaltung einwirken. Aber das eigentliche Dichtertische, das Wesentliche, nämlich das Göttliche, Ueberirdische der Dichtkunst, ihr innerster Kern, die unmittelbare Aussprache aus dem unmittelbaren Gefühl bleibt davon unberührt. Nur aus solchem Quell können solche Worte kommen:

Tausend Male werd ich schlafen gehen,
Wandrer ich, so müd und lebensfatt;
Tausend Male werd ich auferstehen.
Ich Verkürter, in der seltsamen Stadt . . .
Tausend Male werd ich von der Erden
Abschied nehmen durch das stoff're Tor;
Tausend Male werd ich selig werden,
Ich Verkürter, in dem seltsamen Chor.

^{*)} Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von Otto Günther. Stuttgart, Verlag Strecker & Schröder. (Geb. 5 M.)

Der diese hymnischen Verse sang, Christian Wagner aus Warmbronn, ging auch lange Jahre unter der Etikette „Bauern-
dichter“. Was ist an solchem Gedicht noch vom Bauern zu spüren?
Von seiner Pantomime und Lebensweise? Nichts, — und doch
vielleicht etwas Tiefes, Geheimnisvolles. Denn wer anders als
ein Bauersmann, dieser naturnaheste Mensch, hat so Gelegen-
heit, im Wechsel der Jahre und Zeiten die ewige Wiederkehr, den
ewig gleichen Strom des Werdens und Wandels zu erleben.
Aber daß er's erlebt und aus dem Erlebnis die glückseligen
Verse schafft, um dessentwegen ist er eben ein Dichter schlechthin.
Denn was er als Dichter erlebt, das liegt vorgebildet in seiner
Seele, und diese sieht und horcht es nur in die Welt hinein. Die
Erlebnisse sind die Antwort der Wirklichkeit auf die Frage seines
Wesens, das Echo seiner persönlichen Melodie, das Tönen der
Saite, die er in Schwingung versetzt. Chr. Wagner erlebt das
Evangelium der ewigen Wiederkehr als Bauer, das Niesische auf
den Paratufstrabähen fand. Der Bauer ist das Zufällige, der
Dichter das Wesentliche.

Aber wie wir Menschen einmal sind, befriedigt es unsere
sentimentale Anteilnahme, sagen wir ruhig unser Sensations-
bedürfnis, zu erfahren, daß dieser Chr. Wagner wirklich als klei-
ner Bauer mit drei Säuplein Vieh und ein paar Feldern sich
mühsam das tägliche Brot für des Leibes Notdurft erarbeitete.
Fünfzig Jahre wurde er alt, bis er in einem Bändchen Gedichte
vom Wesen seines eigentlichen Berufes Kunde geben durfte.

Schwabenland ist gutes Dichterland. Seine Bewohner lassen
nicht leicht einen Landmann, der sich hervortut, unbeachtet. Sie
bilden immer eine „schwäbische Dichterschule“, auch wenn jeder
unbekümmert um den andren auf seinem Zweig sitzt und singt,
wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Auch Chr. Wagners Samen
fiel nicht auf feinen Grund. Und so konnte er, belebt von der
Anteilnahme einer forschenden und stets wachsenden Gemeinde,
seine Art ausbreiten und verfeinern. Einem Evangelium ging
er nach, das sich ihm stets klarer und tiefer formte. Erst kündeten
ihm Feld und Wald, Tiere und Pflanzen ihr geheimnisvolles,
dem Menschensein verwandtes Leben. Vor allem den Blumen
spürte er feherisch nach und fand in ihnen etwas Seelisches, das
nichts mit billiger Blumensymbolik zu tun hat, sondern Zeugnis
gibt von einem seltenen und mystischen Versunkensein in das in-
nerste Regen und Wehen des Daseins. Ganze Blumenmärchen
dichtete er, die Schicksale einzelner Gewächse auslegend und sym-
bolisch erfassend. Die Anemone sind weißgekleidete Kinder-
seelen, die Herbstzeitlosen unkreuz Töchter, die Schmalzblumen
eitle Müllerwädchen, die sich im Dach beschauen, und ganze Schick-
sale, Legenden und Balladen erzählt er von ihnen und ihren
Geschwistern, die immer etwas unendlich Feines und Wesenhaftes
auszusagen.

Mehrere Reisen nach Italien erweiterten sein Weltbild und
sein Stoffgebiet, bis es sich schließlich in der Lehre der Brahminen
am tiefsten befestigt sah. Die Ehrfurcht vor allem Lebendigen
wird nun seine Volksschaft; die Einheit des Seins, die Brüderlich-
keit von Pflanze, Tier und Mensch wird er nicht müde zu predigen
und andern zum Erlebnis werden zu lassen. Der Glaube an die
Seelenwanderung prägt sich aus:

Wer war ich einst? Von wem ward mir dies hohe
Geistesleben und der heiligen Dichtung Lobe?
Wes Erbe bin ich? Wer als neugeboren
Trat wieder in mich aus des Grabes Toren?

„Ewige Wandlung“ heißt ein kurzes Stück, aus dessen lehr-
hafter Prosa ein visionäres Versgebilde aufsteigt:

„Jeder Herzschlag brüdet ein Stück meines Wesens von
dir ab, und jeder Atemzug baut wieder daran auf. Du
bist nimmer ganz derselbe, der du gestern, und gar nicht
mehr derselbe, der du vor Jahren warst. — Und die ab-
gebrückelten Stücke meines Leibes, wo sind sie nun? Kannst
du es wissen?“

Kannst du wissen, ob von seinem Hauche
Nicht Atome sind am Rosenstrauche?
Ob die Wonnen, die dahingezogen
Nicht als Kösslein wieder angefliegen?
Ob dein einstig Kindesatemholen
Dich nicht grüßt im Duft der Nachtviole?

Von diesem innig behüteten Glauben, der sich an der All-Ein-
heit der Welt festsetzt, ist kaum ein Schritt zu den festlichen Stro-
phen von der ewigen Wiederkehr in den „Seligkeitswande-
rungen“:

Tausend Male werde ich noch trinken,
Wandrer ich, aus des Vergessens Strom;
Tausend Male werd' ich niederstinken,
Ich Verkärter, in dem sel'gen Dom.

Innerhalb seiner Dorfgemeinschaft schritt Chr. Wagner als ein
Bekannter, ein über die Achsel Angesehener. Wer Bauern kennt,
wundert sich darüber nicht. Sie meinten, er könne etwas Geschei-
teres tun als Gedichte machen. Das Geschickere war ihnen ihre
Alltagsarbeit, die Wagner mit schwieligen Händen so wacker be-
sorgte als sie, wenn auch über der Scholle allerhand seine
Geistlein mit ihm Zwiesprache hielten. Von seinem Heimatort
sagt er in klassischem Versmaß:

Warmbronn ward mir Geburtsort, Heim kaum. — Get-
tiefe vereinsamt, Sucht ich in Liedern mir Trost und Er-

hebung. Freudig besang ich Halmflur, Wiese und Wald
und den Berghang . . .

Als dann später die Dorfgemeinschaft merkten, daß ihr Lands-
mann in Stuttgart und drüber hinaus Anklang fand, daß ihm
Briefe und Besucher aus allen Himmelsgegenden zukamen, wur-
den sie freilich stolz auf ihn. Denn vor dem Erfolg hat man Res-
pekt. War er ihnen vorher nur ein armes Bäuerlein gewesen,
so merkten sie jetzt allgemach, daß es auch mit seinem Dichter-
wesen etwas auf sich habe. Die Schillerstiftung bedachte ihn mit
Ehrensabenden: sein König setzte ihm einen Jahreslohn aus; zum 80.
Geburtsstag ernannte ihn seine Gemeinde, sich selber ehrend, zum
Ehrenbürger. Als er Mitte Februar 1918 über 82 Jahre alt starb,
zogen aus allen Windrichtungen Trauernde zu seinem Grab.

Wenn man, um Wagners Gestalt schärfer umrissen zu sehen
ihn mit denen vergleicht, denen er in Einigem ähnelt, etwa mit
dem Schweizer Alfred Huguenberger und unserem Emil Götli (der
sich ja auch mühte, von der Scholle und seiner Hände Arbeit des
Lebens Bedürfnisse zu befriedigen), so fällt eine gewisse Verwandt-
schaft auf. Alle drei hatten auf Grund ihrer feineren Seelenbe-
schaffenheit ein höheres, man möchte sagen menschliches Verhält-
nis zur Tierwelt. Emil Götli konnte nicht verstehen, wie man
einen Pflüger, den Genossen der Arbeit, mit der Peitsche schla-
gen könne. Als Spruch über der Stalltüre stand dieser Vierzeiler:

O Mensch, du bist des Tieres höher Wesen,
Gewaltigen Willens, überreich an List —
In seinem Auge aber magst du lesen,
Ob du ihm Gott, ob du ihm Teufel bist.

Huguenberger, der auch in seinen Versen viel näher an der
Scholle bleibt, aber mit einer gewissen Nachdenklichkeit sein Tage-
werk vollbringt, erzählt in seinen Gedichten „Hintern Pflug“ und
„Die Stille der Felber“ von seinem zeitweise kameradschaftlichen
Verhältnis zu seinem Stier:

„Auch die Tiere, ihr dürft nicht lachen,
Können sich ihre Gedanken machen . . .
Einen Ochsen hab' ich im Stalle —
„Ochsen sind dumm“, unterbrecht ihr mich alle;
Doch da muß ich protestieren:
De meine geht zwar auch auf Bierem,
Zum Reden will seine Zunge nicht taugen,
Aber mein Ochse hat zwei Augen!“

Dieses vermenslichende Ansehen des Tiergefühls ist nun
freilich weit ab von jenem All-Eins-Gefühl Chr. Wagners, von
jener grenzenlosen Ehrfurcht vor dem Lebendigen, von jenem bud-
dhistischen Religionsgefühl, das ihn auszeichnet und in reine
Höhen hebt, wo Huguenberger mehr anekdotisch und anthropomor-
phisch bleibt. Ich sehe ihn deshalb auch nur her, um Chr. Wag-
ners tiefe Originalität deutlicher sich herauszuschälen zu lassen, und
um nochmals zu betonen, wie sein Beruf als Bauer das Neuker-
liche, Zufällige, eher vielleicht das Fernende als das ihm Charak-
terisierende ist. Wenn wir ihn gelten lassen, tun wir es, weil er
in der Tat ein echter Dichter ist, dem nicht alles gleichmäßig gut
gelang, aber dessen Seele in einzelnen ganz reinen Gebilden ihre
Auswirkung gefunden hat. W. E. Desfrier.

Das Wannhero-Museum.

Von Hermann Kiesel (Berlin).

Erich Wannhero betrat das Sterbezimmer seines Vaters. Die un-
erwartete Todesnachricht hatte ihn bei dem festlichen Bankett über-
rascht, das in der fremden Hauptstadt der „Verein der bildenden Künst-
ler“ dem illustren Gaste gab. Gerade waren, nach einer Ansprache des
Präsidenten, die Sondersprüche verhallt, als der Kellner dem Meister die
Debestche überreichte. Ein schrecklicher Restaruk! Wannhero erhob sich
bleich, taumelte ein wenig und bat in stammelnden Worten, ihm zu ver-
zeihen: er müsse mit dem nächsten Zuge heimfahren — zur Beerdigung
seines Vaters. Unter allgemeiner Bestürzung verließ er den Saal.

Nest stand er vor der Leiche des Mannes, der sein bester Freund
gewesen. Er drückte einen Kuß auf die kalten Hände, und die Tränen
flüßten.

Nach geraumer Weile verließ Erich Wannhero an der Hand seiner
Schwester das Sterbezimmer. Im Zimmer nebenan saßen die
beiden. Sie schwiegen . . .

„Schweizer!“ — begann der Künstler — „hat Vater ein Testament
hinterlassen?“

Das junge Mädchen machte ein vermeinendes Zeichen.
„Wir zwei Kinder sind seine Erben, er hielt es für überflüssig.“

„Om,“ nickte der Maler; dann fügte er nachdenklich bei: „Es ist mir
doch nicht ganz beareiflich. Man sollte meinen, daß es jeden dränge,
über das Grab hinaus auch an sich selbst zu denken, nicht bloß an die
Nächsten . . .“

Während seine Worte in dem Raume wanderten und mit einem
Mal an einem niedrigen Tisch in der Ecke hängen blieben, auf dessen
breiter Platte allerlei Vasen und Figuren standen, fuhr er fort:

„Vaters ganzer Einrichtungsplan, liebe Marjol, überlasse ich dir. Ja,
ja, selbstverständlich! Ich richte mir ja nächstens meine Villa ein und
da hätte ich doch keine Verwendung für die altmodischen Möbel, die nur
einen Platzstempel haben. Behalte sie getrost! Nur . . . nur diesen
kleinen Tisch dort in der Ecke, den überläßt du mir, nicht wahr?“

Dem jungen Mädchen war das Gespräch peinlich. Doch, zur Rük-
samkeit gegenüber dem berühmten Bruder angewöhnt, suchte es nur leise
abzulenken mit den Worten: „Es soll später alles so geordnet werden,
wie du es wünschst.“

18
von
eden
sich
ages,
ende
mit
eine
in er
erne
ünst-
doch
liebe,
schen
ahre,
ge-
und
schen
seine
schen
der
oben
nich-
die
eben
von
und
esen-
ardo
seine
Art
affen
eben
als
Con-
ertig,
eine
Und
f die
eben-
eines
eines
Berfe
wöst
ran-
ndigt,
der
ranf-
teien
u in
das
am
nicht
ing-
buen
aver
e des
sheit
e Er-
mung
dichter
ngen:
r ein
ganz
in der
atend
nsw.
lens:
macht
oder
aten.“
schlüß-
rische
We-
t, ihr
mittel-
Quell

„Ach dieser Tisch! Dieser kleine Tisch!“ — fiel der Maler mit dem Ausdruck starker Mißbruna ein. „Weißt du es noch, liebe Maroot? Das ist doch der Tisch, an dem ich als Junge meinen ersten Reichenunterricht erhielt! Dann stand er in meiner Studierstube, viele Jahre lang. Hier entstanden die ersten Entwürfe des Knaben, hier träumte sich die Phantasie zukünftige Sätze, die ja nun wirklich gekommen sind. Den Tisch muß ich haben, Maroot, er ist ein so kostbares Andenken für mich! . . . Und nicht bloß für mich . . . Ach kann es dir ja sagen: Ich habe mein Testament gemacht . . . Ja, ja, ich sehe auf dem Standpunkt, daß man seinem Namen eine gewisse Rücksicht auch für die ferne Zukunft schuldet. Man stirbt darum doch keine Minute früher, nicht wahr? Also siehst du, mein Vermögen wird in einer großen Stiftung anaeleat sein; in einer Erich Wannhero-Stiftung und in einem Museum, das meinen Namen tragen soll . . . In das Museum können meine Bilder natürlich nur zum aerafasten Teil kommen, die sind im Privatbesitz, und ob bei meinem Tode aenua Kapital da sein wird, wenigstens einige anzukaufen, weiß ich nicht. Ihr Kaufpreis erhöht sich doch von Jahr zu Jahr, mit meinem Alter . . . Auf! Aber was tonst mit meiner Verion ena ausammenhängt, das soll forasam gesammelt werden. Der Besucher wird einen Hauch meiner Atmosphäre empfangen, er wird an den toten Gegenständen mein Sein und Werden erleben! Und dann soll aus der Stiftung Jahr für Jahr ein armer Kunststudent meiner „Schule“ ein Stipendium erhalten. Mit den überschüssigen Rinsen wird von zehn zu zehn Jahren eine Wannhero-Ausstellung veranstaltet — jedesmal in einer anderen großen Stadt. Auf diese Weise schlägt man der Veranällichkeit ein Schnibbchen, nicht wahr?“

Erich Wannhero lachte. Er lachte wirklich! Dann, als er die großen erichrodenen Augen seiner Schwester sah, verstummte er. Das junge Mädchen starrte den Bruder an und reate sich nicht.

Fünfzig Jahre später. Erich Wannhero ist seit vierzig Jahren tot. Seit längerem ist das Kuratorium der „Wannhero-Stiftung“ in einiger Verlegenheit, sobald das alljährliche Stipendium fällig wird. Die Verleihung ist an sachmännisch aehrüfte künstlerische Qualitäten der Bewerber gebunden, und an die anerkannten Merkmale von Wannheros besonderer „Schule“. Die Professoren und Maler der Fuch murren: sie müssen sich dem Amt aetren, mit den Gigantümlichkeiten eines veraeffenen Malers vertraut machen. Und ist doch kein Anwärter zu finden, der die Bedingangen des Stifsbriefes erfüllt! Die sich da mühen, die Mode von Anno Toback nachzuahmen, zeigen nur einige rechnerische Venabuna; die anderen, die Talent haben, können den toten Wannhero nicht einmal Dinkel, geschweige denn Grokpaba nennen. Man muß also ein Auge zudrücken — oder beide.

Die Behörde besteht auf der Erfüllung des Testaments. So wurde denn auch von zehn zu zehn Jahren die Wannhero-Ausstellung eröffnet. Jedesmal war die Feierlichkeit um einige Töne herabaelimmt und das letzte Mal, vor neun Jahren, machte man die Sache ganz still ab. Ein Reklamationsrat erschien, ein Kaffierer wartete auf die Besucher. Das war alles. Halt! In einem Blatt erschien auch eine kurze Berechnung. Der Referent saate, daß er sich wundere.

Die zehn Jahre sind nun bald wieder um, das Kuratorium ist versammelt.

„Meine Herren,“ saate der Syndikus, „bei aenauem Studium des Stiftungsbriefes habe ich einen Ausweg entdeckt. Der Meister bestimmte, daß nach Mahaabe der vorhandenen Mittel seine Bilder für das Wannhero-Museum anzukaufen seien, und nur die von ihm vorausaeesehte Undurchführbarkeit des urivrunälischen Planes, dieses Museum zu seiner persönlichen Palhalla zu machen, veranlaßte ihn, wie er ausdrücklich saate, uns die Dezenar-Ausstellung aufzuerlegen. Nun haben sich aber in fünfzig Jahren die Bedingangen des Marktes unaeahnt verändert, und es unterliegt keinem Zweifel, daß heute das bedeutende Vermögen des Toten ausreicht, alle seine Bilder in seinem Museum zu ewiger Ruhe beizusetzen. Die Durchführung dieses Lieblingsgedankens Wannheros ist leaal, denn der Wortlaut der letztwilligen Verfügung spricht unzweideutig aus, daß nur der selbsteste Glaube an den hohen Marktpreis der Bilder den Meister zu seinem zweiten Irrtum verführte: zur Belebuna seiner Unsterblichkeit durch die Dezenar-Ausstellung. Ich beantrage in diesem Sinne.“

Einmümmia wurde beschlossen. Und als nach Jahr und Tag die Wannhero-Bilder soweit die Besitzer sie vor Feuer, Wasser und anderen Elementen bewahrt hatten, im Wannhero-Museum bei dem rührenden Reichenlich aus Wannheros Knabenjahren versammelt waren, da stellte sich heraus, daß mit den Rinsen des übria aeliebtenen Kapitals das Stipendium für den Wannhero-Schüler beträchtlich erhöht werden konnte. Einige Verlegenheit bereitete freilich nach wie vor der Stipendiat aus der Wannhero-„Schule“. Doch auch da fand sich Rat. Ein dank dem Dunkel seines Stils bekannter Kunstschritsteller übernahm es, in einer Zweckchrift die Brücken von Wannhero zur Mode von übermorgen zu schlaaen. Mein Gott, warum auch nicht? Hat man doch schon in Rembrandt die Keimzelle des Futurismus blokaebd!

So war also die Unsterblichkeit des Namens Wannhero investiert. Und seine Bilder? Die hängen im Wannhero-Museum. Das Museum steht im Wädeler. Aber niemand sucht es auf.

Der Pantoffel.

Von J. von Bülow.

An das Schicksal, das mit uns geboren, glaube ich täglich mehr. Das meine ist, pantoffelt zu werden. Womit ich nicht unbedingt ein Bedauern aussprechen will, ein Pantoffel hat auch sein Weiches. Aber pantoffelt zu werden, hört in dem Augenblicke auf, hüßlich zu sein, wo man es merkt. Wie ich zum ersten Male bewußt einen Pantoffel sanft auf meinem Rücken tanzen

fühlte, war meine Harmlosigkeit dahin. Mit Schrecken blickte ich auf meine vergangenen Tage und sah, daß ich sie als Pantoffelheld verbracht, daß ich mich als solcher wohlgeföhlt, wie ein Kind im Bade, und wußte, daß das nun vorbei sein würde.

Ich würde den Absatz durchspüren, die gewisse hämische Ueberlegenheit der pantoffelschwingenden Person, die weiß, daß sie aus meiner dummen Gutmütigkeit machen kann, was sie will. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, anzunehmen, daß ein Pantoffel immer in weiblicher Hand ruhen muß. Wenn man, wie ich, zum Pantoffelhelden geboren ist, dann klopft einem jeder auf die Nase. Es hilft uns auch gar nichts, wenn wir dagegen aufmucken, denn der andere hat jenes ihm von Natur und Rechtis wegen zukommende Hoheitsgeföhlt und damit setzt er sich gegen eine noch so gut gespielte Energie durch. Da gebe ich lieber von vornherein nach.

Wollen Sie Beispiele? Wir fahren in der Elektrischen. Eine Dame findet keinen Platz mehr. Mindestens ein halbes Duzend Jünglinge sitzen herum und tun, als wenn die gute Erziehung Luft für sie wäre. Wäre ich nicht der geborene Pantoffelheld, möchte ich mit Würde zu ihnen sprechen: Erhebt Euch, junge Freunde, und laßt die Dame sitzen! Aber da ich gewiß bin, daß mir jeder einzelne nachweisen würde, er sei der Aeltere und Ansehnlichere von uns beiden, so entlöse ich lieber stillschweigend mein graues Haupt und lehre der Jugend Zucht und Sitte durch gutes Beispiel. Aber es hilft mir gar nichts, das moralische Plus. Man hält mich mindestens für unmodern in der Zeit des Kampfes um die Gleichberechtigung der Frau.

Gelingt es einmal dem echten Pantoffelhelden, etwas zu erreichen, weil er zufällig einem noch tapferern Leidensgenossen sich gegenüber findet, dann wird es ihm nachher unfehlbar leid. Das nun folgende Spiel muß für den unbefangenen Zuschauer ergöhlich sein, der Sieger will gern zurücknehmen, der Besiegte empfindet bittere Schmerzen, wenn er, seiner Eigenart entgegen, doch Recht behalten soll, und ein Komplimentieren beginnt und ein Herummuscheln, bis schließlich eine Mittellinie gefunden oder die Hand des Schicksals die beiden trennt.

Am meisten stehe ich unter dem Pantoffel meiner Sekretärinnen. Ein gutes Duzend habe ich schon mein genannt, und wenn sie nicht den Mut gehabt hätten, mir zu kündigen, würde ich noch heute mit der ersten haufen. Es ist sehr bemerkenswert, wie diese jungen Damen es verstehen, ihren Wert einzuschätzen. Ich glaube, sie lernen es in den Handelsschulen. Denn sie können es alle. Und zwar wächst diese Wertschätzung im Quadrat zur Entfernung von der Vollendung ihres Könnens. Nur eine hatte ich, die war bescheiden, aber sie begann wie eine Espe zu zittern, wenn ich sie auf einen Fehler hinwies und Tränen entquollen ihren schönen Augen. Natürlich fühlte ich die ganze Gemeinheit meiner Handlungsweise, nahm von da an alle Mißgriffe auf mich und verkehrte nur noch schriftlich mit ihr.

Eine andere hatte ich, die war durch und durch Gent. Sie begannerte mich von der ersten Minute, gab ihr unfehlbares Urteil ab über meine Erzeugnisse und hatte — die Glückliche! — Zeit zum Tennisspielen. Wir lebten infolgedessen in größter Harmonie, ich empfand mit rührender Dankbarkeit jede Zeile, die sie schrieb, als ein Geschenk, und wenn sie es erlaubte, durfte ich auch manchmal telefonieren. Immerhin lehrte sie mich das selbständige Arbeiten, und nie hätte ich den Mut gefunden, ihr zu kündigen. Aber eines Tages lud sie das Telefon, an dem sie meistens hing — ich bitte, meine Discretion zu notieren, daß ich ein Neutrum nenne — zu einer Reise und sie bat wegen schwerer Erkrankung um ihren Abschied.

Die nächste wußte alles besser als ich. Wie sich mein Stil seitdem veredelt hat, werden alle Redaktionen bezeugen können. Ganze Sätze fügte sie ein, wenn es ihr nicht rühriam genug erschienen. Als sie mich erzogen glaubte, überließ sie mich einer anderen. Ich meinte, sehr schlan zu sein und nahm eine, die noch nie eine Stellung gehabt. Der hoffte ich über zu sein. Aber ich hatte mich getäuscht. Zwar war sie vollkommen Analphabetin, was für eine Privatsekretärin stets ein Vorteil sein soll, dennoch entließ ich sie. Dies einzige Mal selbständiger Handlungsweise sollte ich bitter bereuen. Sie verklagte mich schleunigst, und der Prozeß schwebt schon in der dritten Instanz!

Seitdem mache ich es ohne Gehilfin, meine Nerven bessern sich, aber mein unbeaufsichtigter Stil läßt nach.

Am schlimmsten pantoffelt mich von allen Menschen meine Hindin. Sie versteht es glänzend, eben weil sie eine Dame ist. Täglich zwingt sie mich, mit ihr spazieren zu gehen. Kommt ihre Stunde, so hilft kein Ausreden: mit Geheul und Angerempel verläßt sie mich vom Schreibtisch.

Draußen muß ich ihre Interessen teilen, ob ich will oder nicht, und ihre Verehrer begrüßen, deren sie mtr, ohne zu erröten, läßt sich einen neuen vorstellt.

Nur einen Menschen kenne ich, den sie noch mehr pantoffelt als mich, das ist meine Frau. Und die ist wieder die einzige, unter deren Pantoffel ich nicht stehe. Wenigstens behauptet sie es. Ich bin zu wohlgezogen, um zu widersprechen!

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen.
Verantwortlicher Leiter: Gustav Rebert. — Druck und Verlag der G. F. Müller'schen Hofbuchhandlung m. b. S. —